

Vortrag bei der AJS Jahrestagung am 25. November 2003

In der gegenwärtigen Diskussion über den Zustand der Familie werden - grob gesprochen - zwei konträre Thesen vertreten.

Die erste, die ich die "Zerfallsthese" nenne, (vgl. auch Nave-Herz 1998) besagt: Sinkende Heiratsneigung, konstant niedrige Geburtenziffern und steigende Scheidungszahlen sprechen für ein baldiges Ende der Institution Familie.

Da diese statistischen Daten allenfalls als Indikatoren für den Zerfall der Familie gelesen werden können, aber keine Erklärung liefern, wird als Erklärungskonzept der Begriff der Individualisierung bemüht. Weil die Menschen - so heißt es - vielfältige Optionen haben, ihr Leben zu gestalten und weil sie in erster Linie auf ihre individuelle Entfaltung - sprich Selbstverwirklichung - setzen, entscheiden sich immer mehr Menschen gegen ein Leben in der Familie.

Diese These ist im übrigen nicht neu. Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts prognostizierte Wilhelm Heinrich Riehl, der als einer der ersten Familiensoziologen gilt, dass der sich in der bürgerlichen Familie abzeichnende Autoritätsverlust des "Hausvaters" mit einer "Fessellosigkeit des Individuums" einherginge, durch die die Familie "schier aufgehoben wird" (Riehl 1854/1899, S. 140).

Erklärung

Kennzeichen der bürgerlichen Familie sind: Die Trennung von öffentlicher und privater Sphäre und die familiäre Arbeitsteilung, der Vater verdient den Lebensunterhalt, die Mutter ist zuständig für Haushalt und Kinder. Die Haushaltsgemeinschaft besteht aus Vater, Mutter und den unmündigen Kindern, die einander in wechselseitiger Zuneigung verbunden sind. Dieses bürgerliche Familienmodell hatte sich spätestens Mitte des 19. Jahrhunderts als normative Idee durchgesetzt und wurde im Laufe des 20. Jahrhunderts auch das empirisch vorherrschende. Und es ist genau dieses Familienmodell, das die Vertreter der Zerfallsthese zum Maßstab erheben, wenn sie über die Bedrohung der Familie sprechen.

Entgegen allen anderslautenden Behauptungen ist diese Familienform, die wir auch unter dem Namen Kernfamilie kennen, immer noch die dominierende. In Westdeutschland lebten im Jahr 2000 83,9 % aller Kinder unter 18 Jahren bei ihren miteinander verheirateten Eltern. In Ostdeutschland waren es 69 % (Engstler/Menning 2003). Hinsichtlich der subjektiven Wertschätzung der Familie dokumentierte das B.A.T. Freizeit-Forschungsinstitut in Hamburg jüngst sogar gerade unter jungen Menschen wieder eine stärkere Hinwendung zur Familie.

Während 1994 noch 46 % der Befragten im Alter zwischen 14 und 34 Jahren die Meinung äußerten, man könne auch ohne Ehe, Kinder und Familie glücklich sein, waren es im Jahre 2003 nur noch 37 %, die dieser Auffassung zustimmten (Der Tagesspiegel 20. 8. 03).

Dennoch so geben die Zerfallstheoretiker zu bedenken, ist die Anzahl der Kernfamilien vor allem seit den frühen 60er Jahren, die als das "golden age of marriage" (Nave-Herz 1998, S. 294) gelten, gesunken, während andere Lebensformen (nicht-eheliche Lebensgemeinschaften mit und ohne Kinder, Alleinerziehende, Stieffamilien, Alleinlebende) zugenommen haben.

An diesen Daten setzt nun die zweite These zum Zustand der Familie an. Diese zweite These postuliert nicht einen Bedeutungsverlust oder gar Zerfall der Familie, sondern einen Struktur- und Bedeutungswandel (Nave-Herz 2002, Schütze 2000). Die Argumentation für diese These lässt sich folgendermaßen zusammenfassen. Die Gegenwartsgestalt der Familie entspricht nicht mehr dem bürgerlichen Familienmodell, abzulesen an der Entkopplung von Ehe- und Elternschaft, den hohen Scheidungszahlen, den vielfältiger gewordenen Lebensformen und der hohen Erwerbsbeteiligung von Müttern. Hieraus folgt

ein neues Verständnis von Familie, was sich z. B. in einer Verlautbarung der CDU, die sich jahrzehntlang als Hüterin der bürgerlichen Familie und der "Hausfrauenehe" verstand, folgendermaßen liest: Familie ist überall dort, wo Eltern für Kin

der und Kinder für Eltern Verantwortung tragen. Das sind Ehepaare mit ehelichen, nicht ehelichen, adoptierten Kindern, Pflegekindern, erwachsene Kinder, die sich um ihre Eltern kümmern, alleinerziehende Mütter und Väter oder Alleinerziehende mit Lebenspartner sowie nicht eheliche Lebensgemeinschaften mit gemeinsamen Kindern." (Tagesspiegel vom 15.10.1999).

Auch der Gesetzgeber, der sich im allgemeinen nicht als Wegbereiter kulturellen Wandels betätigt, hat mit der Kindschaftsrechtsreform von 1998 den Verweisungszusammenhang Ehefamilie aufgegeben, um stattdessen die Eltern-Kind-Beziehung auch nach Scheidung oder Trennung weiterhin zu sichern. Während bis zur Kindschaftsrechtsreform von 1998 geschiedene Paare das gemeinsame Sorgerecht nur auf Antrag erhielten, ist es seither umgekehrt, die alleinige Sorge wird nunmehr nur auf Antrag und bei gewichtigen Gründen vergeben. Ebenso erhalten auch nicht miteinander verheiratete Paare, wenn sie bei Geburt des Kindes eine entsprechende

abgegeben haben, im Trennungsfall das gemeinsame Sorgerecht. Unabhängig vom Ehestatus gilt für alle Elternteile, die nicht mit dem Kind zusammen leben, das Recht und die Pflicht die Beziehung zu ihm aufrechtzuerhalten. Eltern, die sich weigern, ihren Umgangspflichten nachzukommen, werden vom Jugendamt ins Gebet genommen. Und umgekehrt gilt für den Elternteil, bei dem das Kind lebt, "alles zu unterlassen, was das Verhältnis des Kindes zum jeweils anderen Elternteil beeinträchtigt oder aber die Kindeserziehung erschwert" (Scholz 1998, S. 73).

Das neue Sorge- und Umgangsrecht erfordert, dass die Eltern, ungeachtet der zwischen ihnen möglicherweise noch bestehenden Konflikte, miteinander kooperieren und kommunizieren. Sie können sich als Paar, nicht aber als Eltern trennen, sondern müssen ihre Beziehungen reorganisieren und zu einer neuen Form familiärer Gemeinsamkeit kommen (Schütze 2003). Man spricht daher heute auch von der Nachscheidungsfamilie.

Dass in der Praxis die Scheidungseltern mit den neuen gesetzlichen Regelungen vielfach **überfordert sind, soll** hier nicht bestritten werden. Gleichwohl kommt Roland Proksch, der meines Wissens die bisher einzige große Untersuchung zu den Auswirkungen des neuen Kindschaftsrechts durchgeführt hat, aufgrund seiner Ergebnisse zu dem Schluss, dass nach anfänglichen erheblichen Schwierigkeiten die Eltern mit gemeinsamen Sorgerecht in der Nachscheidungsphase mehrheitlich zu allseits zufriedenstellenden Verfahrensweisen gefunden haben (Proksch 2002).

Geht man nun mit einem geänderten Familienverständnis davon aus, dass es die Eltern-Kind-Beziehung ist, die den Kern der Familie repräsentiert und dass bis auf eine verschwindende Minderheit Kinder in Familien aufwachsen, auch wenn es sich um unterschiedliche Lebensformen handelt, so stellt sich die Frage, wie sieht es in der Familie aus? Erfüllt die Familie ihre Sozialisations- und Erziehungsfunktion, die darin zu sehen ist, dass Kinder zu sozial handlungsfähigen Personen heranwachsen, die sich sowohl gesellschaftlichen Anforderungen anpassen als auch gleichzeitig Selbständigkeit und Autonomie demonstrieren.

Bevor ich auf Forschungsergebnisse zur Sozialisation in der Familie eingehe, möchte ich noch auf einen Wandel in der Forschungsorientierung aufmerksam machen. Noch in den 70er

und 80er Jahren wurde das Erziehungsverhalten fast ausnahmslos über Befragungen der Eltern erhoben, seit den 90er Jahren dagegen werden die Kinder selbst befragt. Abgesehen davon, dass man in den USA schon lange herausgefunden hatte, dass nicht die Befragung der Eltern, sondern wenn überhaupt, die der Kinder Voraussagen über eine zukünftige Entwicklung ermöglichen (Mc Clelland et. al. 1978), deutet diese Veränderung in der Forschung auch darauf hin, dass Kinder heute nicht mehr als passive Empfänger von Erziehungseinflüssen gesehen werden, sondern als aktive Subjekte, die in nerhalb und außerhalb der Familie selbständig handeln und sich in Bereichen wie z. B. Konsum, Medien oder Umgang mit Gleichaltrigen eine eigene Kinderkultur erschaffen. Dieser Eigenaktivität von Kindern Rechnung tragend, hat sich unter dem Namen "Soziologie der Kindheit" sogar eine neue Forschungsdisziplin konstituiert, die nicht mehr davon ausgeht, dass Kindheit nur als Vorbereitungsphase auf den Erwachsenenstatus zu betrachten ist, sondern als eigenständige Lebensphase (Zeiger 1996). Ob diese Sichtweise auf die Kindheit auch die der Eltern ist, möchte ich bezweifeln, denn Eltern haben in der Regel immer die zukünftigen Lebenschancen und eine gute Positionierung ihrer Kinder in der Gesellschaft im Auge. Dabei. wechseln frei lich die Methoden, dies zu erreichen.

Auch in einem weiteren Punkt hat sich in der Wissenschaft ein Wandel vollzogen. Familien, die nicht dem Modell der "Normalfamilie" entsprechen, werden nicht mehr - wie dies bis in die 90er Jahre der Fall war - a priori als defizitär angesehen (Bacher et al. 1996, Brake/Büchner 1996, Stecher 2000). Dies lässt sich auch an dem Begriffswandel von der "unvollständigen Familie" über die "Einelterfamilie" zur "Mutter- oder Vaterfamilie" ablesen. Hier zeigt sich eine deutliche Parallele zu der zeitlich bereits weiter zurückliegenden Einschätzung mütterlicher Erwerbstätigkeit. Während die Wissenschaft bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts mütterliche Erwerbstätigkeit als Ursache für fehlgeschlagene Sozialisationsprozesse ausmachte, geht heute in der Forschung kaum jemand mehr davon aus, dass mütterliche Erwerbstätigkeit sich unmittelbar negativ auf Kinder auswirkt. Dieser Wandel in den Forschungsergebnissen sowohl zu mütterlicher Erwerbstätigkeit wie zur "Nicht-Normalfamilie" veranschaulicht eindrücklich eine gerade im Bereich von Sozialisation und Erziehung bestehende Abhängigkeit der wissenschaftlichen Forschung vom jeweils herrschenden "Zeitgeist".

Betrachten wir nun die Untersuchungsergebnisse der letzten Jahre bezüglich des Erziehungsverhaltens der Eltern aus der Sicht der Kinder, so deutet alles darauf hin, dass das Eltern-Kind-Verhältnis in den 90er Jahren aus der Sicht der Kinder mehrheitlich durch wechselseitiges Vertrauen und Zuneigung, demokratische Umgangsformen und ausgeglichene Machtverhältnisse gekennzeichnet ist (Storch 1994, Zinnecker/Silbereisen 1996, Oswald/Boll 1992).

Aus einer generationen-vergleichenden Studie, in der Erziehungseinstellungen der Eltern zu zwei Zeitpunkten 1976 und 1992 miteinander verglichen wurden, ergibt sich, dass das Erziehungsverhalten der Eltern zum zweiten Zeitpunkt charakterisiert ist "(a) durch ein geringes Maß an Anpassungsforderungen hinsichtlich religiöser, leistungsbezogener und sozialer Verhaltensstandards, (b) durch mehr Mitspracherecht, Nachgiebigkeit und offen zum Ausdruck gebrachter Zuneigung sowie schließlich (c) durch eine stärkere Betonung positiver Emotionalität als Antwort auf erwünschtes Kindverhalten bei gleichzeitiger Zurücknahme aggressiv-körperlicher Disziplinierungsmaßnahmen sowie Formen einer nur bedingten Anerkennung kindlicher Bemühungen" (Schneewind/Ruppert 1995, S.141).

Das letztgenannte Ergebnis, welches besagt, dass kindliche Bemühungen nur bedingte Anerkennung finden, verweist auf

die hohen Leistungserwartungen der Eltern, die z. B. einer Aussage wie der folgenden zustimmten: "Wenn ich finde, dass mein Sohn/meine Tochter etwas besonders gut gemacht hat, dann sage ich ihm/ihr, dass er/sie sich ordentlich anstrengen muss, um es beim nächsten Mal genauso gut zu machen" (Schneewind/Ruppert 1995, S. 139).

In diesem Zusammenhang ist auch eine gleichfalls generationenvergleichende Langzeitstudie aus den USA interessant (Bengtson et. al. 2002).

Die Elterngeneration, geboren während des amerikanischen baby-booms, also zwischen 1946 und 1964, wurde 1971 zu Themen wie Familiensolidarität, Leistungsorientierung, Selbstwertgefühl, Wertvorstellungen befragt. Die Kindergeneration wurde 1997 im Alter von etwa 20 Jahren mit den gleichen Fragen konfrontiert. Da auch in den USA die Zerfallsthese prominent ist, hieß die Ausgangsfrage: Hat die Familie am Anfang des 21. Jahrhunderts überhaupt noch eine Bedeutung, und wie gut erfüllen gegenwärtige Familien ihre Aufgabe, die Jugendlichen auf die Zukunft vorzubereiten?

Die Autoren ziehen aus ihren zahlreichen Einzelergebnissen, auf die ich hier nicht eingehen kann, folgenden Schluss:

Erstens: Die Gefühle von **emotionaler Verbundenheit und Solidarität** sind in beiden Generationen stark ausgeprägt. Zweitens, die Auswirkungen von Scheidungen - von der in hohem Maße die Kindergeneration, nicht aber die Eltern generation betroffen war - auf Leistungsorientierung, Selbstwertgefühl und Wertorientierungen, sind weit weniger dramatisch, als erwartet. Bezüglich des Selbstwertgefühls zeigten sich keine Unterschiede zwischen Kindern, deren Eltern geschieden oder nicht geschieden waren. Scheidungskinder hatten aber eine etwas geringere Leistungsorientierung und optierten häufiger sowohl für materialistische wie für kollektivistische Werte. Eine materialistische Werthaltung kommt zum Ausdruck, wenn man z. B. dem eigenen ökonomischen Wohlstand unter verschiedenen anderen Werten den höchsten Stellenwert im Leben einräumt, Eine kollektivistische Werthaltung dagegen zeigt sich, wenn man z. B. soziale Gerechtigkeit für wichtiger erachtet als den eigenen Wohlstand oder Erfolg.

Zweitens: Der Einfluss mütterlicher Erwerbstätigkeit, die ja in den USA noch weit verbreiteter ist als in Deutschland, erwies sich als vernachlässigenswert. Söhne hatten sogar ein höheres Selbstwertgefühl, wenn die Mutter erwerbstätig war.

Drittens: Gegen die These vom Niedergang der Familie zeigte sich, dass der Einfluss der Eltern auf Leistungsorientierung, Selbstwertgefühl und Wertvorstellungen über die Generationen hinweg nicht geringer geworden ist und dass die Familien in der Regel durchaus fähig sind, ihre Kinder für die Anforderungen des Erwachsenenlebens vorzubereiten,

Diese Frohbotschaften vermitteln aber nur einen Teil der Geschichte, denn - und nun beziehe ich mich wieder auf Deutschland - die Untersuchungen, die insgesamt eine kindorientierte, einfühlsame und vertrauensvolle Eltern-Kind-Beziehung konstatieren, berichten auch von etwa 30 % Familien, in denen ein konfliktgeladenes Klima herrscht und die Eltern eher auf sich selbst bezogen und den Kindern wenig zugewandt sind (Storch 1994, Büchner/Fuhs 1996, Zinnecker/Silbereisen 1996, Zinnecker 1997).

Hierbei handelt es sich nicht etwa um so genannte Problemfamilien, die durch Gewalt, Alkoholismus und Verwahrlosung gekennzeichnet sind. Solche Familien werden, da ihr Anteil an allen Familien verschwindend gering ist, mit großen, repräsentativen Surveyuntersuchungen kaum erfasst. Es sind aber gerade diese Problemfamilien, die in den Medien spektakulär repräsentiert, die Öffentlichkeit schockieren und die Vorstellung befördern, Eltern würden sich ihrer Verantwortung für die Pflege und Erziehung ihrer Kinder entziehen. Ich denke genau das

Gegenteil ist der Fall, gerade weil die elterliche Verantwortung im historischen Verlauf zu- und nicht abgenommen hat (Kaufmann 1995), richtet sich die Aufmerksamkeit umso mehr auf die Eltern, die von dieser Norm abweichen. Bei den oben erwähnten 30 % der Kinder, aus deren Sicht, die Eltern entweder zu streng sind oder den Kindern zu wenig Aufmerksamkeit schenken und ihnen keine Grenzen setzen, handelt es sich also unauffällige Familien, die entweder einen eher autoritären Erziehungsstil pflegen oder die nach dem *laissez faire* Prinzip agieren.

Wie viele wissenschaftliche Untersuchungen nahe legen, trägt aber weder ein autoritärer noch ein *laissez faire* Erziehungsstil, sondern ein autoritativer, also sowohl liebevoll als auch grenzensetzend dazu bei, dass Kinder sich zu sozial-handlungsfähigen, selbstbewussten und leistungsorientierten Individuen entwickeln (Baumrind 1968). Nun kann man keineswegs davon ausgehen, dass Eltern, denen es nicht gelingt, den von der Wissenschaft als wünschenswert erachteten autoritativen Erziehungsstil zu praktizieren, ihre Kinder nicht lieben, sondern viel mehr kann man vermuten, dass die autoritären Eltern in der Sorge die Kontrolle über ihre Kinder zu verlieren, gerade zu Beginn der Adoleszenz, sich nicht auf die entwicklungsbedingten Ansprüche der Kinder auf Freiräume einstellen können. Fasst man die Prügelstrafe als Indikator für einen autoritären Erziehungsstil auf, so sind körperliche Strafen im Zeitverlauf zurückgegangen. Allerdings sind die Ergebnisse hierzu nicht einheitlich. Während Büchner/Fuhs (1996) berichten, dass körperliche Züchtigungen (Ohrfeigen) kaum noch vorkommen, geht aus einer Untersuchung von Bussmann (2003) zwar auch hervor, dass die Prügelstrafe z. B. im Vergleich zwischen 1992 und 2002 zurückgegangen ist. Gleichwohl geben im Jahr 2002 noch 68,9 % der Jugendlichen leichte Ohrfeigen und 13,9 % schallende Ohrfeigen an. 4,8 % haben noch Prügel mit dem Stock bekommen und 3,2 % erlitten Prügel mit anschließendem Bluterguss. Was die *laissez faire* Eltern angeht, so lassen sich zwei unterschiedliche Erziehungshaltungen feststellen. Erstens elterliche Nachgiebigkeit, die sich darin äußert, dass die Eltern zwar auf die Bedürfnisse der Kinder eingehen, aber nichts von ihnen fordern. In ihrer Angst, den Ansprüchen ihrer Kinder nicht gerecht zu werden, sind sie nicht in der Lage, ihnen etwas zu verweigern. Wie aus einer 2002 veröffentlichten Umfrage bei Eltern hervorgeht, geben 44 % der Eltern an, dass sie Probleme damit haben gegenüber ihren Kindern konsequent zu bleiben oder ihnen Grenzen zu setzen (Kucklick 2002). Die zweite Erziehungshaltung äußert sich als elterliche Unengagiertheit. Diese Eltern gehen weder auf die Bedürfnisse ihrer Kinder ein, noch stellen sie klare Anforderungen (Schneewind 2003). Hier sind die Grenzen zur Vernachlässigung fließend. Salopp formuliert: In den 50er und 60er Jahren waren die Eltern ihrer Sache zu sicher, gegenwärtig lassen manche Eltern, aber nicht die Eltern, aus Unsicherheit, aber auch aus Gleichgültigkeit den Dingen ihren Lauf. Ich denke an dieser Stelle macht denn auch die Rede von der Individualisierung Sinn. In der Gesellschaft haben traditionelle Orientierungen und damit auch vielfach als belastend empfundene soziale Kontrollen an Boden verloren und die Individuen sind auf sich selbst gestellt.

Doch in keinem anderen Bereich der Gesellschaft treten sich die Menschen so sehr als Individuen gegenüber, wie in der Familie. Während die Erwachsenen im Berufsleben und die Kinder in der Schule in erster Linie unter Leistungsaspekten betrachtet werden, begegnen sich die Familienmitglieder als einzigartige, nicht austauschbare Personen, deren Beziehungen nicht über Positionen und Rollen, sondern über wechselseitige Verständigungsprozesse geregelt werden. Diese Personenorientierung in der Familie wird im Bereich der Erziehung auch als Wandel vom Befehlshaushalt zur Verhandlungskultur beschrieben. Dies bedeutet, dass auch die Kinder eine Stimme in der Familie haben. Sie werden nicht nur an Entscheidungen beteiligt, die sie selbst betreffen, sondern sie nehmen häufig auch Einfluss auf ihre Eltern. In der Wissenschaft nennt **Schule im Blickpunkt 2003/2004, Heft 5**

man diesen Einfluss, den die Kinder auf die Eltern ausüben, auch *jetroaktive Sozialisation*".

Fraglos ist die Entwicklung zur Verhandlungskultur zu begrüßen, gleichwohl ist sie auch nicht unproblematisch, denn ebenso wie Demokratie in der Gesellschaft gelernt werden muss, gilt dies auch für das Ver- und Aushandeln in der Familie, das letzten Endes den Akteuren überlassen bleibt. Familien sind zwar in hohem Maße abhängig von außerfamilialen gesellschaftlichen Bereichen, insbesondere der Wirtschaft, aber sie sind relativ autonom in der Gestaltung ihrer Binnenbeziehungen.

Jede Familie schafft sich ihre eigene Wirklichkeit, Franz-Xaver Kaufmann spricht denn auch von der Eigengesetzlichkeit der Familie (Kaufmann 1995, S. 61). Diese Eigengesetzlichkeit ist zweischneidig. Einerseits kann sich die Familie kraft ihres "Eigensinns" gegen Zudringlichkeiten der Außenwelt immunisieren, andererseits ist es im Problemfall schwierig, Hilfe von außen zu leisten.

Welche Merkmale weisen nun die Familien auf, in denen nach den Ergebnissen der Forschung ein eher konfliktreiches Familienklima herrscht, das nicht dazu angetan ist, das Selbstwertgefühl sowie soziale und kognitive Kompetenzen des Kindes zu fördern.

Durchgängig werden hier zwei Ergebnisse berichtet, einmal ist es der geringere Sozialstatus, zum anderen sind es familienstrukturelle Merkmale. In dieser Gruppe befinden sich mehr ge-schiedene, alleinerziehende Elternteile und Mehrelternfamilien (Mütter oder Väter mit neuen Partnern und unter Umständen deren Kinder) (Büchner/Fuhs 1996, Brake/Büchner 1996, Zinnecker et al. 1996).

Wohlgemerkt dies bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als dass statistisch gesehen die Wahrscheinlichkeit eines wenig förderlichen Familienklimas in Familien mit geringem sozialen Status (der einen hohen Zusammenhang mit dem Bildungsstatus aufweist), und in Familien, die nicht dem Typus der so genannten "Normalfamilie" entsprechen, höher ist.

Dies ist, was den Einfluss des Sozialstatus auf das Erziehungsverhalten und den Schulerfolg angeht, keine Neuigkeit, sondern aus der Zeit der schichtspezifischen Sozialisationsforschung der 70er Jahre sattem bekannt und daran hat sich auch offenbar nicht viel geändert.

Beispielhaft das Ergebnis einer Berliner Studie im Wedding, einem als sozialen Brennpunkt bekannten Viertel, in der die Sprachfähigkeit von Erstklässlern untersucht wurde. Es zeigte sich, dass nicht nur die Mehrzahl von Kindern nicht-deutscher Muttersprache einer Sprachförderung bedarf, sondern eben so knapp über die Hälfte der Kinder deutscher Herkunft (Tagesspiegel 9.3.01). Dieses Ergebnis deutet auf eine kommunikative Verwahrlosung hin. Die Eltern unterhalten sich nicht mit ihren Kindern, lesen ihnen nicht vor und unternehmen keine gemeinsamen Aktivitäten mit ihnen.

Ein vergleichbares, allgemein weniger bekanntes Ergebnis der Pisastudie weist in die gleiche Richtung. "Die Schülerinnen und Schüler wurden aufgefordert anzugeben, wie häufig es in den folgenden sechs Bereichen zu Interaktion und Kommunikation mit Ihren Eltern kommt: Diskussion über politische oder soziale Fragen, Diskussion über Bücher, Filme oder Fernsehserien, gemeinsames Hören klassischer Musik, Gespräche über die Schulleistungen, gemeinsame Einnahme der Hauptmahlzeit sowie Zeit, um miteinander zu **reden**Anhand der kombinierten Antworten auf die drei ersten Fragen wurde ein Index der kulturellen Kommunikation entwickelt, mittels der kombinierten Antworten auf die drei letzten Fragen wurde ein Index der sozialen Kommunikation konstruiert." (Lernen für das Leben.

S. 172)

Nach den Aussagen der Schülerinnen und Schüler findet in Italien, Ungarn und der Russischen Föderation am häufigsten

soziale Kommunikation statt. Bezüglich der kulturellen Kommunikation liegen Italien, Ungarn und Frankreich vorn. Deutschland liegt bei beiden Kommunikationsformen weit unter dem OECD Durchschnitt.

Da neben anderen Faktoren - auch die Kommunikation, vor allem die kulturelle - einen deutlichen Einfluss auf die Lesekompetenz der Kinder hat, folgern die Autoren der PISA-Studie:

"Daher könnte es für die staatliche Politik ein wichtiges Ziel sein, mit den Eltern zusammenzuarbeiten, insbesondere mit denjenigen, die niedrigere Bildungsabschlüsse vorweisen, um deren Interaktion mit ihren Kindern und den Schulen ihrer Kinder so zu fördern, dass das Lernen der Kinder begünstigt wird. Dies ist keine leichte Aufgabe, aber es ist wichtig, die Unterstützung der Eltern bei ihren erzieherischen Aufgaben als ein Schlüsselement für die Bildung der Kinder anzusehen" (Lernen für das Leben.

<http://www.men.luledulfrubdgug~slpisa/PISA2000deutsch>1.odf, S. 1741175).

Wie die Autoren der PISA-Studie zu Recht konstatieren, ist die Unterstützung der Eltern bei ihren erzieherischen Aufgaben nicht einfach und dies schon aus dem einfachen Grund, als der Staat gehalten ist - außer in schwerwiegenden Fällen, die gesetzlich festgelegt sind - sich nicht in die inneren Angelegenheiten der Familie einzumischen. Der **Art. 6 Abs. 2** des Grundgesetzes lautet nämlich: Pflege und Erziehung der Kinder sind das natürliche Recht der Eltern und die zuvörderst ihnen obliegende Pflicht. Über ihre Betätigung wacht die staatliche Gemeinschaft (Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland).

D. h. der Staat oder andere gesellschaftliche Institutionen können immer nur Angebote machen, die die Erziehungskompetenz der Eltern aktivieren und fördern. Solche Angebote sollten Eltern und Kinder möglichst schon im Vorschulalter erreichen, um ihnen den Einstieg in die Anforderungen des Schulsystems zu erleichtern. Als beispielhaft für ein solches Angebot möchte ich das Pen Green Modell erwähnen, das Margy Whalley ursprünglich für die englische Kleinstadt Corby entwickelte (Whalley 1994). Corby war in den 70er Jahren eine blühende Industriestadt, die in den 80er Jahren durch die Schließung der Stahl- und Eisenwerke einen dramatischen Niedergang erlebte.

Die Eltern der unter fünfjährigen Kinder, für die das Pen Green Centre im Jahre 1983 geschaffen wurde, waren zum großen Teil arbeitslos und häufig sogar Analphabeten. Sie lebten größtenteils von Sozialhilfe und sahen weder für sich noch ihre Kinder eine Zukunft. Kurz, die Bedingungen, die Eltern für die Erziehung ihrer Kinder zu aktivieren, waren denkbar schlecht und dennoch war der Erfolg so überwältigend, dass das Pen Green Modell mittlerweile nicht nur in England, sondern auch in anderen Ländern, z. B. in Deutschland verbreitet ist.

Der Grundgedanke des Pen Green Modells beruht auf der Zusammenarbeit von Erziehern, Eltern und Kindern. Pen Green setzt nicht bei den Defiziten von Kindern und Eltern an, sondern geht davon aus, dass jedes Kind "reich an Potentialen, stark, kraftvoll, kompetent und vor allem verbunden mit Erwachsenen und anderen Kindern ist" (Pen Green in Berlin 2001). Und von den Eltern heißt es: "Nichts berührt Eltern intensiver und dauerhafter, als die Vermittlung von Einsichten in das Verhalten des eigenen Kindes. Ihre Beteiligung kann grundlegende Effekte haben" (Pen Green in Berlin 2001).

Im Pen Green Centre stehen sich Erzieher und Eltern nicht als Konkurrenten gegenüber, sondern als Partner. Die Eltern gelten als Experten ihrer Kinder und werden dazu ermuntert, die Beobachtungen, die sie zu Hause an ihren Kindern machen, gemeinsam mit den Erziehern zu besprechen. Für jedes Kind wird ein Entwicklungsbuch angelegt, in dem die Entwicklungsfortschritte aufgezeichnet werden. Jeweils zwei Kinder werden ganztägig mittels Video und Fotografien bei ihren Aktivitäten beobachtet. Diese Dokumentationen bilden die Grundlage für Gespräche zwischen Eltern und Erzieher über Entwicklungsstand und Fördermöglichkeiten.

Die Eltern können sich - wann immer sie wollen - im Centre aufhalten, arbeitslosen Müttern wird die Gelegenheit gegeben, sich an anfallenden Arbeiten zu beteiligen, wofür sie auch ein kleines Entgelt erhalten.

Diese auf wechselseitige Unterstützung angelegte Kooperation zwischen Erziehern und Eltern lässt wechselseitige Schuldzuschreibungen, wie sie in üblichen Kindertagesstätten an der Tagesordnung sind, gar nicht erst zu. Wenn Eltern erst einmal als Experten ihrer kleinen Kinder Anerkennung erfahren haben, werden sie vermutlich auch in späteren Jahren deren Schullaufbahn mit Interesse und Selbstbewusstsein begleiten. Die Zusammenführung von normalerweise getrennten, erzie-

herischen Funktionsbereichen wie Elternhaus und Kindergarten wie im Pen Green Modell, dürfte auch für Elternhaus und Schule empfehlenswert sein. Es gibt hierzu einige Vorschläge, die allerdings kaum erprobt oder gar evaluiert worden sind. Zunächst wäre eine Verstärkung der elterlichen Mitbestimmung in der Schule zu erwägen. Schon in der Reformpädagogik wurde der Gedanke vertreten, dass Eltern nicht nur Informations- und Vorschlagsrechte haben sollten, sondern darüber hinaus gehende Mitwirkungsrechte, die sich sowohl auf die Ebene des Unterrichts wie der Schulentwicklung beziehen könnten. Ein weitergehender Vorschlag sieht sogar Unterrichtsbesuche und direkte Unterrichtsarbeit der Eltern vor, wie dies in den USA in gewissem Maße offenbar schon praktiziert wird, in Deutschland aber nicht zugelassen ist. Hospitierende oder gar unterrichtende Eltern tragen möglicherweise dazu bei, die Animositäten zwischen Elternhaus und Schule abzubauen und wechselseitige Verständnisprozesse in Gang zu setzen. Aber ich bezweifle, dass ein solches Modell die bildungsfernen Eltern, um die es ja gehen soll, der Schule näher bringt. Genau das Gegenteil ist zu befürchten, es werden - wie dies immer der Fall ist - die bildungsnahen Eltern, die Gelegenheit ergreifen, sich an Maßnahmen zu beteiligen, von denen sie sich eine Förderung **ihrer Kinder** versprechen. Umgekehrt wird auch vor geschlagen, die Lehrer stärker in die Familie einzubeziehen, in dem die Lehrer z. B. Hausbesuche machen und Eltern dazu anleiten, ihre Kinder für die Schule zu motivieren und sie sogar selbst zu unterrichten. Diese Modelle werden in den USA unter dem Namen "home-based reinforcement" oder "home based instruction" praktiziert. Auch in der DDR waren Hausbesuche der Lehrer üblich, die allerdings aus westdeutscher Sicht als Instrument sozialer und politischer Kontrolle negativ bewertet werden. Leider sind mir keine empirischen Untersuchungen bekannt, die sich mit dem Pro und Contra des DDR Modells jenseits politischer Überlegungen beschäftigt hätten. Als problematisch an allen Vorschlägen, die darauf zielen, die Erziehungskompetenz der Eltern durch Partizipation an schulischen Geschehen zu fördern, erachte ich darüber hinaus, dass sie sich nur auf die Vorteile die für die Eltern daraus erwachsen könnten beziehen. Wie sich die Situation der Lehrer in solchen Partizipationsmodellen darstellt, bleibt merkwürdig unterbelichtet (Pekrun 2001). D. h. eine engere Kooperation zwischen Elternhaus und Schule wird sich nur unter der Voraussetzung realisieren lassen, dass angehende Lehrer in ihrer Ausbildung darauf vorbereitet werden, Eltern als Interaktionspartner und nicht als potentielle Gegner wahrzunehmen.

Das gegenwärtige Curriculum der Lehrerbildung ist jedenfalls kaum dazu angetan, Erziehungspartnerschaften zwischen Lehrern und Eltern zu fördern.

Doch selbst wenn wir davon ausgehen, dass eine Kooperation zwischen Elternhaus und Schule unter bestimmten Voraussetzungen möglich ist, so würde damit nur eine - wenn auch wesentliche - Dimension in der Relation zwischen Familie und außerfamiliärer Umwelt erfasst. Die andere - und wie ich meine ebenso wichtige Dimension - bezieht sich auf das Verhältnis der Familie zur Arbeitswelt, auch als Problem der Vereinbarung von Erwerbs- und Familientätigkeit bekannt. Bereits vor etlichen Jahren konstatierte Franz-Xaver Kaufmann: "Die Strukturen, von denen unser alltägliches Leben abhängt, werden mit

ihrer fortschreitenden Spezialisierung und Rationalisierung imselektiver und immer ausschließlicher auf die Bedürfnisse Erwachsener zugeschnitten. Ihre Indifferenz gegenüber spezifischen Bedürfnissen von Kindern wirkt sich als strukturelle Rücksichtslosigkeit aus. Des Weiteren werden auch die Erwachsenen stets nur unter bestimmten Gesichtspunkten in Betracht gezogen, worunter deren familiäre Verpflichtungen nur ausnahmsweise fallen ... Elternschaft gilt als, Privatsache', Eltern werden daher im Regelfall wie jedermann' behandelt (Kaufmann 1995, S. 174).

Während Elternschaft also einerseits als Privatsache gilt, wird gleichzeitig allseits betont, wie wichtig die Erziehungsleistungen der Eltern für die Ausbildung des Humanvermögens der nachwachsenden Generation sind. Kinder sind offenbar ein kollektives Gut, dessen Nutzen darin zu bestehen scheint, der Gesellschaft zukünftige Rentenzahler zuzuführen. Aus dieser Sichtweise wird von der Familie erwartet, dass sie den Kindern eine hohe Leistungsmotivation vermittelt, die die Basis für künftige qualifizierte Erwerbsarbeit bildet.

Gleichgültig, ob einem diese utilitaristische Perspektive auf Kinder gefällt oder nicht - mir gefällt sie nicht - so folgt daraus: Dass Staat und Gesellschaft die Rahmenbedingungen herstellen müssen, die es der Familie ermöglichen, den Kindern die Grundqualifikationen zu vermitteln, die der Gesellschaft so wichtig sind. Konkret bedeutet dies, dass nicht nur - wie dies bisher in der Regel der Fall ist - die Familie sich an die Anforderungen der Arbeitswelt anzupassen hat, sondern umgekehrt auch die Arbeitswelt sich auf die Bedürfnisse von Eltern und Kindern einstellen muss und zwar auch im eigenen Interesse. Der Gedanke, dass eine Verbesserung der Vereinbarkeit von Berufs- und Familienleben nicht nur unter moralischen Aspekten, wie Gleichberechtigung der Geschlechter, sondern auch unter ökonomischen Gesichtspunkten sinnvoll ist - und im Prinzip kann wirtschaftliches Handeln sich nur an ökonomischem Nutzen orientieren - scheint allmählich Akzeptanz zu finden. Eine vom Familienministerium in Auftrag gegebene Untersuchung zu betriebswirtschaftlichen Effekten familienfreundlicher Maßnahmen kommt zu dem Schluss, dass familienfreundliche Maßnahmen sich rechnen. Folgende Maßnahmen, die von an der Untersuchung teilnehmenden Betrieben angeboten werden, gingen in die Berechnungen ein:

1. Beratungsangebote für Eltern, Kontakthalte- und Wiedereinstiegsprogramme für Beschäftigte in Elternzeit,»
 2. Teilzeitangebote, Arbeitszeitflexibilität und -souveränität für Eltern;
 3. Telearbeit für Beschäftigte in Elternzeit,
 4. Betriebliche bzw. betrieblich unterstützte Kinderbetreuung.
- Für jede dieser Maßnahmen sei ein Beispiel angeführt.**
zu 1

Beratungsangebote für Eltern, Kontakthafte- und Wiedereinstiegsprogramme:

Die Sparkasse Saarbrücken hält für die Beschäftigten in Elternzeit ein umfangreiches Kontakthalte- und Qualifikationsangebot bereit. Beschäftigte in Elternzeit können an fachlichen Fortbildungen und auch frauenspezifischen Seminaren teilnehmen. Mitglieder der betrieblichen Förderkreise bleiben auch während der Elternzeit integriert. Reguläre Teilzeitarbeit und Vertretungseinsätze während der Elternzeit sind möglich. Bei der Elternzeit kann ein zusätzliches viertes Jahr in Anspruch genommen werden. Erwartet wird dabei, dass die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in diesem vierten Jahr mindestens 14 Tage im Unternehmen arbeiten sowie an einem fünfjährigen Wiedereinstiegsseminar teilnehmen. Organisiert werden die Angebote von der Frauenbeauftragten und der Personalent-

wicklungsabteilung. Als Effekt der Maßnahmen bemerken die Verantwortlichen u. a. eine stärkere Karriereorientierung und von höheren Weiterbildungswünsche der wieder eingestiegenen Beschäftigten.

Zu 2

Teilzeitangebote, Arbeitsflexibilität und -souveränität für Eltern:

In Nordhessen ist B. Braun Melsungen der größte Arbeitgeber; oftmals arbeiten hier beide Partner. Das Unternehmen unterstützt die Familien, indem es - als Ergänzung der Elternzeit - bis zu fünf Jahre unbezahlten Urlaub für die Pflege von Kindern oder pflegebedürftigen Angehörigen ermöglicht. Darüber hinaus hat B. Braun flexible Arbeitszeiten eingeführt, sowohl im Schichtbetrieb als auch im kaufmännischen Bereich. Dazu gehören beispielsweise aufeinander abgestimmte Schichten bei Partnern oder die so genannten "Hausfrauenschichten", die speziell auf die zeitlichen Erfordernisse berufstätiger Eltern mit Betreuungsaufgaben abgestimmt sind.

Zu 3

Telearbeit für Beschäftigte in Elternzeit.

Bei Wintershall praktizieren gegenwärtig fünf Mitarbeiterinnen

mit Betreuungsaufgaben alternierende Telearbeit. Den Telearbeitenden werden am häuslichen Arbeitsplatz die Computer durch die EDV-Abteilung installiert; Büromobiliar wird nicht durch das Unternehmen gestellt. Für die Büroanwesenheiten stehen in der Zentrale zwei Telearbeitsplätze zur Verfügung. Der für die Einrichtung des Telearbeitsplatzes und die Abstimmungsgespräche notwendige Personalaufwand liegt pro Platz bei etwa zwei Personentagen.

Zu 4

Betriebliche bzw. betrieblich unterstützte Kinderbetreuung:

Die Vaude Sport GmbH & Co. KG eröffnete 2001 eine Ganztagsbetreuungseinrichtung, die auch betriebsfremden Kindern offen steht. Das Betreuungsangebot umfasst eine altersgemischte Gruppe für Kinder zwischen 1 und 10 Jahren, die durch eine Krabbelgruppe ergänzt wird. Zudem wird eine Kernzeitbetreuung für ältere Kinder vor und nach der Schule angeboten (BMFSF u. J. 2003).

Die genannten Beispiele stellen bisher eher die Ausnahme als die Regel dar, gleichwohl werden andere Betriebe folgen, wenn sie erkennen, dass die Pioniere auf dem Gebiet familienfreundlicher Maßnahmen nicht nur Wettbewerbsvorteile hinsichtlich qualifizierter Mitarbeiter- und Mitarbeiterinnen haben, sondern auch noch Kosten sparen, die durch die Wiederbeschaffung von Überbrückungs- und Ersatzpersonal entstehen.

Abschließend möchte ich festhalten:

Wie schon der Nestor der deutschen **Familiensoziologie René König** konstatierte:

"Die Familie geht mit der Gesellschaft, d. h. jede Gesellschaft hat die Familie, die unter bestimmten sozialgeschichtlichen Voraussetzungen zu ihr gehört; dementsprechend entscheidet es sich auch aus gesamtgesellschaftlichen Verhältnissen, wie sich die Beziehung der Familie zum gesamtgesellschaftlichen Prozess darstellt" (König 1974, S. 61).

Daher ist das Jammern darüber, was Familie früher einmal war und leistete und heute nicht mehr, völlig unangebracht. Familien haben zwar ein Eigenleben, aber dieses findet nicht außerhalb der Gesellschaft statt. Daher können Familien die Reibungsverluste gesellschaftlicher Prozesse nicht kompensieren, sondern umgekehrt wie mit den Beispielen von Schule und Arbeitswelt angedeutet, sind Staat und Gesellschaft gleichermaßen gefordert den Familien Handlungsspielräume zu eröffnen, die es ihr erleichtern, die geforderten Erziehungsleistungen auch zu erbringen.

Prof. Dr. Yvonne Schuetze, Humboldt Universität, Berlin